

Lebensdrang [Fortsetzung]

Autor(en): **Ilg, Paul**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-638356>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19
XVI. Jahrgang
1926

Bern
8. Mai
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Bracher, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Neue Gedichte von Heinrich Anacker.

Waldwiese.

Grünendes Rund —
Von Tannen dunkel umrandet,
Sängst du die Sülle des Maitags
Ein im lebendigen Kreis.
Aller Empfindung Gewalt
Befriedet dein lieblicher Anblick;
Was sich ins Weite verloren,
Kehrt in die Seele zurück.
Träume, wie Wolken so scheu,
Verwandeln in bleibendes Bild sich,
Unbegrenzte Gefühle —
In die begrenzte Gestalt.

Untrennbar.

Wir uns meiden?
Trennungsweh leiden?
Nimmermehr!
Sern von den fernsten Sternen her,
Müßt ich dich rufen an meine Brust,
Mit mir zu teilen Schaffen und Lust!
Komm, wir wollen zu Berge steigen,
Bis die Stimmen der Tiefe schweigen,
Bis wir es fühlen mit seligem Schrei
Du — wir sind falckenfrei!

Liebe und Leid.

Liebe und Leid —
Wie Zwillingsgeschwister verbunden.
Seid ihr die leitenden Sterne
Jeglichem Menschengeschick.
Was sich die Liebe vergab,
Im Leide wird es gegeben —
Was sich im Leide gebogen,
Richtet die Liebe empor!

(Aus „Neue Gedichte“, Verlag Sauerländer & Cie, Aarau.)

Lebensdrang.

Roman von Paul Tig.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

19

Am Landungssteg eines Bootvermieters drängte Martin seine zaghafte Begleiterin mit raschem Griff die Treppe hinunter.

„Ach, kommen Sie, tun Sie mir doch den Gefallen. Es ist ja keine Gefahr!“ bat er zärtlich.

Schnell war ein schlanker Zweifitzer losgekettet. Er half ihr glückstrahlend ans Steuer und zog dann stehend Rod und Tackelt aus. Emmi öffnete den Sonnenschirm.

Silbern glänzte es auf um die Ruder, leuchtende Tropfen flogen durch die Luft und erloschen im Wasser. Das Wetter war unvergleichlich prächtig. Alles lag offen, sonnenbeglänzt da: vorn im Halbkreis die stolzen Uferbauten, eingefast von tiefem Frühlingsgrün, die wimmelnden Brücken und Promenaden — und hinten die imposante alpine

Landschaft. Auf dem Grunde sah man weißgewaschene Steine glänzen, ein kurzweiliges Wechseln von funterbunten, unkenntlichen Dingen, hier und da ein blitzartiges Verschwinden von Fischen.

Martin ruderte wie ein Wilder. Sie versteckte sich vor seinen Augen hinter dem Schirm. Es war nicht mehr wie auf der Promenade. Dieses unausweichliche Sichgegenüber sitzen in einem schwankenden Schiffelein legte sich als eine schwere Verlegenheit auf ihr Denken.

Bald ließ er die Ruder sinken. Die beiden Briefe fielen ihm wieder ein.

O Himmel, nun mußte es sein!

Obwohl ihm die Fülle der Empfindung schier die Brust sprengte, fing er vorsichtig zu reden an.

Ob sie noch nie daran gedacht habe, wie so wenig Verlaß ihr zu Hause geboten sei für eine glückliche Jugendzeit? Der Vater, ein kranker, überdrüssiger Mensch mit gewöhnlichen Neigungen, eigensinnig, gewalttätig, in starre Geldanbetung versunken, — die Mutter von Haß erfüllt gegen ihn, der ihr Leben verdunkelt hatte, und dennoch an ihn gebunden, auf seinen Reichtum aus, begierig, ihn zu überleben, zu beerben.

„In dieser trostlosen Mitte müssen Sie nun Ihre schönsten Jahre verbringen, Fräulein Emmi... zwischen zwei verzehrenden Feuern... Und könnten es doch so viel besser haben.“ —

Behutsam tauchte er die Ruder wieder ein, den Blick erwartungsvoll auf die seidene Schutzvorrichtung geheftet, die sich nicht senken wollte...

Emmi schwieg. Die Angst vor etwas Unbestimmtem, Schreckhaftem, dem sie nicht nachzuforschen den Mut hatte, — der Widerspruch des freudigen Mitempfindens mit der sie umgebenden Schönheit und der düsteren Bilder, die der Jüngling auf einmal — sie begriff nicht, wozu — vor ihr aufrollte, ballte sich wie ein erstickender Nebel um ihre vorigen sonnigen Gefühle. Unhörbar begann sie zu weinen, den Schirm krampfhaft in der Diagonale haltend.

Martin konnte die Wirkung seiner Worte nicht ermessen; er sprach weiter, um ihr Herz, ihren Willen zu wecken, ins Abenteuerland zu locken.

„Aber wenn nun einer käme, den Sie liebhaben könnten, einer, der imstande wäre, Sie zur Herrin von einer der schönen Besitzungen zu machen... von der dort drüben zum Beispiel? Sehen Sie das weiße Landhaus mit dem großen Rasenplatz? Möchten Sie nicht in dieses Paradies einziehen... gleich morgen schon... wenn es ginge? Das wäre doch wohl ein anderes Leben! Zwei junge Leute in aller Jugend und Gesundheit, wohlgeborgen vor allen Entbehrungen... Was meinen Sie? Können Sie sich nicht da hineindenken? Ich kann es! Ich möchte der Glückliche sein!“ —

Allein sei es nun, daß der Ruderer wirklich ungeschickt einsetzte oder daß ein tückischer Wasserfobold im Spiele war — genug, mit einem Male ergoß sich ein plätschernder Schwall in Emmis Schoß.

Eine Panik entstand, die Ruder fielen, das Boot schwankte, der Schirm klappte zusammen!

Sie erhob sich halbwegs, schüttelte den Kopf und stammelte: „O weh, o weh, — ich will ans Land!“ Danach fiel sie wieder zurück, bedeckte das Gesicht mit beiden Händen und weinte so, daß ihr ganzer Körper zuckte.

„Was — was? Wegen dem bißchen Wasser? Das ist doch gleich wieder trocken!“ sagte Martin völlig verzagt, mit einem Blick hilflosen Staunens an dem großen Nässefleck haftend.

Dann bestach ihn plötzlich der blendende Gedanke: „Das ist die Liebe! Sie liebt dich...“

In einem Erglänzen und Erschauern sah er nun das Leben vor sich, davon ihm so lange schon träumte!

„Emmi, liebes, süßes Herz... jetzt sollst du erfahren...“ flüsterte er selig und ruderte dann mit einem riesigen Kraftaufwand über die schillernden Sonnenscheiben hinweg... dem Ufer zu.

Sie waren nahe beim Zürichhorn. Vor der weit übersehbareren Fläche flüchtend, fuhr er unter einem Brückensteg durch in den schattenhaften Kasinogartenteich. Hohe, greife Bäume umstanden gigantisch den kleinen, zierlichen Spiegel, düstere Kronen darüberbreitend. Stimmen von Spaziergängern wurden laut. Aber noch war niemand zu sehen.

Er legte schweigend an. Das Boot fuhr knirschend auf am Kiesboden.

„O Gott!“ dachte das wehrlose Mädchen. Ihr Blick flog irr umher. Sie ahnte, was kommen mußte, konnte nicht vorbeugen.

Und wirklich — ehe sie sich erheben konnte, lag er schon vor ihr auf den Knien und preßte seinen Mund auf ihre Hand. Sie wehrte sich auch nicht, als er sie um die Taille faßte, mit sanftem Zwang an seine Brust zog und seine Küsse auf ihren blumenhaft bleichen, geschlossenen Lippen brannten. All dies ließ sie, still weinend, geschehen mit jenem gelinden Erschauern der Unschuld, die ihrer selbst müde ist.

„Schah... mein Schah, küß mich auch... ein einziges Mal —“ hat er verzückt, und seine Freudentränen verschwammen in den ihrigen zu einem heißen, salzigen Bächlein.

In weniger als einer Stunde hatte Martin Link das kleine Mädchenherz mit Wünschen und Hoffnungen bis zum Ueberfließen voll gemacht. Der Rausch des Lebens, ein Gefühl unausschöpflicher Wonne war über das liebliche Kind gekommen. Sie war bereit und fest entschlossen, dem Geliebten zu folgen und alles zu tun, was er von ihr verlangen mochte.

Achtes Kapitel.

Seit drei Tagen fiel ein rechter Schauer- und Dauerregen. Die Dachrinnen summten und gurgelten ununterbrochen, der Wind raste, daß die Fenster klopfen und klirren, die niedrig treibenden Wolken verfinsterten die Stadt, in den Geschäftslokalen brannten die Lichter den ganzen Tag, und die Fußgänger hatten einen schweren Stand im Rasen der Elemente. Das war ein Augustanfang, der es in seiner Rauheit mit jedem schlimmen Novembertag aufnehmen konnte.

Frau Klara hatte sich vorhin, als die Suppe abgetragen wurde, vom Tisch erhoben und empfand nun in Betrachtung der tausend herabfahrenden Schauer — umschmeichelt von wohliger Wärme — eine kleine Weile die Wohltat der Geborgenheit.

„Das Essen ist bereit“, bemerkte die Magd im Hinausgehen.

Die Gestalt am Fenster fuhr auf.

„Hören Sie, Lisette“, sagte die Herrin mit einer jähen Wendung, „ich kann mir's überlegen wie ich will: Es ist und bleibt eben unbegreiflich, daß Sie nichts gemerkt haben sollen. Erstens sind Sie doch gestern abend noch im Zimmer gewesen. War denn der Lederkoffer schon drin?“

„Nein — wie gesagt —“ gab die Alte zurück, aber es hörte sich an, als verschweige sie etwas.

„Und sonst auch nichts Auffälliges? Wie soll ich das glauben? Sie schlafen doch daneben! Man hört ja jedes Wort durch die dünne Wand. Ganz ohne Geräusch ist das jedenfalls nicht vor sich gegangen.“ Die Sichelwirtin

trat dicht an die Magd heran. „Lisette, ich kenne Sie als treu und zuverlässig. Fünfzehn Jahre sind wir gut miteinander ausgekommen. Sie können es vor Ihrem Gewissen nicht verantworten, wenn Sie mir jetzt nicht mit der Wahrheit an die Hand gehen. Begreifen Sie denn nicht, wie es in mir aussieht? O Herr des Himmels, was ist denn das?“ jammerte sie, erschöpft zusammenbrechend, den Kopf auf den Tisch gelegt.

Auch die Alte hätte Tränen in den Augen. Sie zog ihre Schürze durch die Hände und schien mit einem schweren Entschluß zu ringen. Schließlich brachte sie ein Taschentuch zum Vorschein, das sie mit befremdeter Hast vor Klara hinlegte.

Das hab' ich gefunden — wie ich vorhin des Fräuleins Bett machte“, erklärte sie in einem Ton, der ihre Gedanken verriet. Dann ging sie schnell auf die Türe zu. Von dort richtete Lisette, sich überstürzend und so erregt, wie man sie noch nie gesehen hatte, einige Worte an ihre Herrin, deren Augen mit einem Ausdruck des Schreckens an dem verräterischen Tuche hingen.

„Aufgefallen ist mir allerlei, und ich hab' mich im stillen genug gewundert darüber. Ich bin's aber nicht gewohnt zu spionieren, und Schlüssellocher kenn' ich nur vom Auf- und Zuschließen. Und dann — was halt Herrschaftsachen sind — das geht mich nichts an, — da wart' ich lieber, bis ich gefragt werd'. Mag passieren, was will — man weiß ja nie, ob man schweigen oder reden soll. Das hat mir schon meine selige Mutter gesagt.“

Die Sichelwirtin war ganz fahl geworden. Sie hatte nichts gehört von der verblühten Kritik der ehelichen alten Person, sondern schien mit einwärts gewendetem Blick auf einer tollen Fahrt nach guten Gründen begriffen, um den grauenvoll aufsteigenden Verdacht niederzuzwingen. Das feine Batisttuch — mit M. L. gezeichnet — mochte irrtümlich in Emmis Wäschschrank gekommen und von dieser nicht näher beachtet worden sein; eine Vermutung, die an Wahrscheinlichkeit grenzte. Als Frau Klara jedoch innerlich an die seltsame Sprache der Magd gemahnt wurde, wandte sie sich mit stockendem Herzen dieser wieder zu. Sie erhob sich langsam, mit dem festen Willen, nichts mehr von ihren Gefühlen zu verraten.

„Ich weiß nicht, was das bedeuten soll“, sagte sie, das Tuch wegwerfend. „Aber was ist das, worüber Sie sich gewundert haben? Reden Sie offen, Lisette, wie sich's gehört!“



Schloß Höligen. Nach einem Gemälde von Srisi Volrol, Zürich.

Die unbegreifliche kalte Ruhe, mit der diese Worte gesprochen wurden, verfehlte ihre Wirkung nicht. Lisette, die sich diese Selbstbeherrschung nicht erklären konnte, begann suggestiv zu erzählen, was sie eben noch geheimzuhalten entschlossen war:

„Ich weiß nur so viel: Vor drei oder vier Tagen — am letzten Montag war's, glaub' ich, am Abend um die Neune, Zehne —, wie ich grad' das Küchenlicht auslöschte, merk' ich, daß jemand leis über den Gang geht. Ich bin so erschrocken, — mir ist's Herz stillgestanden vor Angst. Aber im Gang war noch Licht, und durch die Türspalte hab' ich im Vorbeigehen deutlich den jungen Herrn erkannt, trotzdem ihm der Mantelkragen bis über die Ohren ging. In des Fräuleins Zimmer — so wahr mir Gott helfe —, da ist er hinein.“ Die Magd legte zur Beteuerung beide Hände auf die Brust. „Sie können mir's nun glauben oder nicht, Frau Maag — ich will niemandem übel — mich geht's auch nichts an, aber ich hab' wohl eine Stunde lang im Dunkeln gewartet, weil ich — ich konnte mir nicht denken — und wie er dann nicht wieder herauskam — ich hab' auch die ganze Nacht kein Auge zugemacht! Erst am Morgen um fünfze ging die Tür. Das ist so wahr, so wahr, als ich dastehe. Ich will's beschwören!“

Danach wartete sie eine gute Weile, ob man noch eine Frage stellen würde. Die Herrin anzusehen wagte sie nicht, und da diese immer noch regungslos verharrte, schlich Lisette bedrückt hinaus.

Unten mußte im selben Moment die Haustür gegangen sein.

Huu — heulte; zischte der Wind. Von der Straße her tönte das laute Poltern und Knattern eines Frachtwagens, der in Begleitschaft bellender Hunde vorbetrieb.



Kastanienallee beim Schloß Höligen.

Die Suhl, durch den langen Regenfall mächtig angeschwollen, tobte und rauschte in ihrem Bett.

Sedoch — Frau Klara horchte, ohne zu hören. Ihr Herz schien langsam zu einem Stück Blei zu erstarren. Die Anspannung und der darauffolgende Schlag waren selbst für ihre Kraftnatur zu stark gewesen. (Fortf. folgt.)

Die Baumalleen um Bern.

Das Gerechtigkeitsgefühl zwingt uns, den „Gnädigen Herren“ des alten Bern das Zeugnis von weifsichtigen, um das Wohl ihrer Stadt und der dazugehörigen Landschaft besorgten Männern auszustellen. Sie hielten die Finanzen der Republik in Ordnung, mehrten durch kluge Politik, aber auch durch eine lebhaftere Bautätigkeit, die auf die Verschönerung der Stadt Bedacht nahm, deren Ansehen und Ruhm. Bekannt ist Goethes schmeichelhaftes Urteil über Bern als der schönsten Stadt, die er auf seinen Reisen gesehen habe.

Ein Ruhmesblatt der alten patrizischen Berner Regierung sind auch die Alleen rings um Bern. Man weiß, daß die meisten in der Mitte des 18. Jahrhunderts angelegt wurden, so um das Jahr 1760 herum. Im Jahrgang 1913 (Nr. 18) dieses Blattes hat sich Dr. Zesiger in einem interessanten Aufsatz über dieses Thema ausgesprochen. Er hat dort auch die Verfügung des Kriegsrates von 1757 erwähnt, wonach die an den Spazierwegen und Straßen

um Bern herum angepflanzten Eschen und Ulmen von der Regierung zur Verarbeitung zu Lafetten und anderem Kriegsgerät vorgesehen waren. So weifsichtig und klug diese Vorsorge für Kriegsmaterial war, so darf man nach der Meinung von E. Mumenthaler, des Verfassers einer eben erschienenen Schrift über unser Thema*), nicht glauben, daß dieser praktische Zweck der einzige Beweggrund zur Anpflanzung der Ulmen war. Die Berner Patrizier hatten ihren Geschmack am französischen Vorbild geschult und folgten dem Beispiel der Franzosen auch in der Ausgestaltung ihrer Gärten und Anlagen. Die Zufahrtswege zu den Landsitzen wurden mit Baumreihen bepflanzt, so daß im Hintergrund eines hohen Laubenganges die geschmückte Fassade der Schlösschen sich wirkungsvoll dem Beschauer darboten. Und was dem Patrizierschloß wohl anstand, das sollte auch die Patrizierstadt besitzen. Die ästhetischen Werte solcher baumbeschatteten Zufahrtsstraßen mußten schon damals ausschlaggebend gewesen sein, als die Gnädigen Herren über die Anlage der Alleen um Bern herum Beschluß faßten.

In der Tat sind die Baumanlagen auf der Plattform, auf der Kleinen Schanze, auf dem Falkenplätzli und in der Enge nachweisbar schon vor jenem Kriegsratslerlaß entstanden, zweifellos in Nachahmung des Beispiels, das die Berner Patrizier im Kriegs- und Diplomatendienste in ausländischen Residenzen vor Augen hatten und dessen sie sich, in die Heimat zurückgekehrt, erinnerten. Mit Recht weist Mumenthaler darauf hin, daß um diese Zeit in Frankreich und Deutschland der Natursinn erwachte und die führenden Geister die Schönheiten der Mutter Natur zu preisen angingen. In Bern selber schrieb der angehende große Gelehrte Albrecht Haller nach seiner Schweizerreise das begeisterte Loblied auf die Schönheiten der Alpenwelt und die schöne Natürlichkeit und Unverdorbenheit der Alpenbewohner, und einige Jahre später begannen die Bücher von J. J. Rousseaus und Klopstocks zu erscheinen. Gewiß hat auch der traditionelle Berner Stolz, der eifersüchtig darüber wachte, daß nicht Zürich — damals eine gefährliche Konkurrentin in Dingen der Kunst und des Geschmacks — oder ein anderer Ort der löblichen Eidgenossenschaft die Hauptstadt an Anziehungskraft überflüge. Aber ob nun bei der Gründung mehr ideale oder mehr praktische Beweggründe den Ausschlag gegeben haben, die Tatsache, daß die Alleen ein unbezahlbarer Schmuck unseres Stadtbildes sind, bleibt sich gleich, und wir können dem Verfasser der Allee-Schrift nur beistimmen, wenn er schreibt: „Die Gründung der Baumallee war eine patriotische Tat, der Form gewordene Gedanke eines schöpferischen Geistes.“

Durch Mumenthalers Schrift vernehmen wir, daß Herr Stadtgärtner Albrecht, der verständnisvolle Pfleger und Mehrer unserer Anlagen, ein „Verzeichnis der Nutz- und Zierbäume in den Straßen und auf den Plätzen der Stadt Bern“ angelgt hat, laut welchem die Gemeinde Bern auf Ende 1919 im ganzen 7960 Stück Nutz- und Zierbäume besitzt, von denen 3116 Stück in den Alleen stehen. Die Gesamtlänge unserer Alleen schätzt Mumenthaler auf 15 Kilometer. Der Verschönerungsverein der Stadt Bern und Umgebung, der Mumenthalers Broschüre seinen Mitgliedern überreichte, steht den verständnisvollen Bestrebungen der Baudirektion II und ihrer Organe zur Erhaltung und Pflege dieses kostbaren Vätererbes mit Rat und Tat zur Seite. Uebrigens sind heute die Alleeebäume um Bern herum als Naturdenkmäler vom Gesetz geschützt. Bei Straßenanlagen — wie die gegenwärtig vorgenommene Erweiterung der Laubedstraße — und bei Erstellung von Neubauten muß auf den Schutz der Bäume Bedacht ge-

*) Die Baumalleen um Bern. Von E. Mumenthaler. Verlag S. R. Sauerländer,arau.